

Der Erfolgswirt

Deutsche Professoren seien faul, langweilig und unnahbar - der Ökonom Klaus Schmidt widerlegt das Klischee. Seine Studenten geben ihm Bestnoten

von Wolfgang Uchatius



© privat; ZEIT-Grafik

Die Statistik begründet seinen Ruf. Es gibt Studenten, die würden lieber das Abitur wiederholen, als bei ihm Klausur zu schreiben. Denn er lässt fast jeden Zweiten durchfallen, jedenfalls manchmal. Jedenfalls oft genug, um als Studentenschreck zu gelten. "Der Schmidt, das ist ein scharfer Hund", sagt einer, der selbst demnächst antreten muss und darauf hofft, sich irgendwie durchzumogeln.

Der Schmidt sagt: "Es geht mir auf die Nerven, wenn Studenten ihr Studium nicht ernst nehmen."

Der Schmidt. Vorname: Klaus. Beruf: Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Alter: 40. Das Alter ist wichtig, denn Klaus Schmidt ist Ökonom, und der Verein für Socialpolitik, hierzulande der bedeutendste Ökonomen-Verband, vergibt jedes Jahr einen Preis an einen deutschsprachigen Wirtschaftswissenschaftler bis 45 Jahre, dessen Arbeit international für Aufsehen sorgt, man könnte auch sagen: an den besten jungen Ökonomen. Vergangenes Jahr hat Klaus Schmidt den Preis bekommen.

"Hat Sie das überrascht?" Überflüssige Frage eigentlich, darauf antwortet jeder mit ja, schon um bescheiden zu wirken.

Klaus Schmidt sagt: "Mich hat überrascht, dass ich ihn jetzt schon bekommen habe. Ich hätte ja noch ein paar Jahre Zeit gehabt."

Demnach ist Klaus Schmidt nicht nur ein scharfer Hund, sondern auch ziemlich selbstbewusst, aber man muss das ein wenig ergänzen, sonst entsteht ein falscher Eindruck. Also: Erstens hat Klaus Schmidt guten Grund, selbstbewusst zu sein. Kollegen wie der Mannheimer Volkswirt Martin Hellwig, Vorsitzender der Monopolkommission, sagen von ihm, er sei einer der prominentesten deutschen Wirtschaftstheoretiker. Im vergangenen Jahr erhielt er gleich noch einen zweiten Preis, ausgeschrieben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften für "herausragende Leistungen auf dem Gebiet der Geistes- und Sozialwissenschaften".

Zweitens: die Studenten. Sie fürchten seine Prüfungen, aber ihn schätzen sie. Denn noch mehr als Studenten, die ihr Studium nicht ernst nehmen, würde Klaus Schmidt sich wohl selbst auf die Nerven gehen - wenn er seine Vorlesungen nicht ernst nähme. Mit denen beginnt er teils um Punkt acht Uhr morgens, für manche Zuhörer also mitten in der Nacht. So wird schon die Anwesenheit zum Disziplintest, aber das frühe Aufstehen lohnt sich. Die Fachschaft der Münchner Wirtschaftsstudenten verteilt jedes Semester stapelweise Fragebögen unter den Kommilitonen, auf dass sie Zeugnis ablegen über ihre Professoren. Klaus Schmidt ist regelmäßig einer der Besten. Immer perfekt vorbereitet sei er, heißt es, und mit so viel Engagement bei der Sache, dass selbst dreistündige Vorlesungen vor 500 Leuten im großen Hörsaal nicht langweilig werden. Auch dafür hat er eine Auszeichnung bekommen, den Preis für gute Lehre des Bayerischen Wissenschaftsministeriums, verliehen an 3 von 800 Professoren der Münchner Uni. Kurz: Der Ökonom Klaus Schmidt fragt hohe Leistungen nicht nur nach, er bietet sie auch an.

Deutsche Professoren tun das gemeinhin nicht. Sie sind anders, vor allem anders als ihre Kollegen in Amerika. Sie sind faul, langweilig und unnahbar. So will es das Klischee, geformt von den endlosen Bildungsdiskussionen der vergangenen Jahre. Wie jedes Klischee verfehlt es meilenweit die Wirklichkeit, aber es ist nun einmal in der Welt, und dort wirkt es wie ein dunkler Hintergrund, vor dem sich die Gegenbeispiele umso heller abzeichnen. Klaus Schmidt ist so ein Gegenbeispiel, und das hat durchaus etwas mit Amerika zu tun.

Gleich nach der Promotion geht er ans MIT, an das Massachusetts Institute of Technology in Boston, wo mehrere der weltweit besten Ökonomen arbeiten. Dort verbringt er das Jahr 1992. Er erlebt, wie die Kollegen sich gegenseitig in ihrer Forschung zu übertreffen suchen und sich trotzdem als Mannschaft verstehen und mit der Fakultät identifizieren. Das beeindruckt ihn, aber noch mehr schwärmt er von den hoch motivierten, hoch intelligenten Doktoranden, die ihn mit kniffligen Fragen löchern. Anstrengend und fordernd sei das gewesen, aber auch ein großes Vergnügen.

Er hätte, sagt er, am MIT bleiben können, und das muss für ihn so ähnlich gewesen sein wie ein Angebot von Real Madrid für einen jungen Fußballspieler. Trotzdem ist Schmidt nach Deutschland zurückgegangen. "Wir wollten nicht wirklich auswandern." Zwar hatte seine Frau, die ebenfalls Ökonomin ist, gleichzeitig eine Zusage von der Boston University. Aber das erste Kind war unterwegs, und es sollte nicht in Amerika aufwachsen. Nicht im Amerika der frühen Neunziger, der Zeit der Rezession und hohen Kriminalität. Ein junger MIT-Student wurde damals direkt vor Schmidts Haus erstochen. Europa schien sicherer. "Außerdem", sagt Klaus Schmidt, "fand ich es reizvoll, in Deutschland etwas in die Gänge zu bringen."

Seitdem versucht er, hier ein wenig vom Geist amerikanischer Spitzen-Unis zu verbreiten. Er hat die Reform des Münchner Studiengangs vorangetrieben, der sich inzwischen nicht nur mit einem Diplom abschließen lässt, sondern auch mit dem international üblichen Bachelor oder Master. Hat ein Austauschprogramm für Doktoranden organisiert, um die besten jungen Forscher nach München zu locken. Will die Studenten überzeugen, die Uni als Lebensmittelpunkt zu sehen. Spricht viel von Wettbewerb. Das passt alles schlecht zum deutschen Universitätssystem, das noch immer davon ausgeht, dass man im Prinzip jedes Fach überall gleich gut studieren kann. Aber es passt gut zu der Erkenntnis der Wirtschaftswissenschaft, wonach Wettbewerb für höhere Leistung sorgt. Es passt auch zu den hohen Durchfallquoten.

Und zu Klaus Schmidts Biografie. Denn dem, der selbst meist zu den Besten gehörte, fällt es leichter zu fordern, man solle die Besten fördern. Schmidt hat ein 1,2-Abitur, war Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes, hat neben dem VWL-Studium ein Politikstudium abgeschlossen, hatte mit 30 den Doktor in der Tasche und bekam einen Preis für die beste Promotion.

Die Sache mit der Katze

Dabei hat er die Volkswirtschaftslehre ursprünglich nur als Ergänzung gesehen. Politische Philosophie hat ihn mehr interessiert, aber die umständliche Sprache bald gestört. Ökonomie ist exakter, Formeln ersetzen oft die Wörter. Diese Neigung zur Präzision merkt man Klaus Schmidt auch heute manchmal an, wenn er eine Frage nicht versteht - weil sie zwar richtig gedacht, aber verwaschen gestellt war.

Insofern wäre es interessant, ihm zum Beispiel beim Frühstück mit seiner Frau zuzuhören. Die ist heute ebenfalls Professorin und lehrt an derselben Fakultät. Wenn sie Lust haben und die drei Kinder nicht dazwischenfahren, können sich Frau Schnitzer und Herr Schmidt also schon beim Morgenkaffee ziemlich fundiert über Nash-Gleichgewichte, Allokationseffekte oder das Holmström-Milgrom Brownian-Motion Model unterhalten. Das hörte sich für Nichtökonomern vermutlich so an, als redeten zwei Astrophysiker über unendliche Weiten, tatsächlich aber geht es manchmal um so profane Dinge wie eine Katze, ein paar Blumen und Antiquitäten und wie man dafür sorgen kann, dass denen nichts passiert.

Denn Klaus Schmidt ist Mikroökonom. Er interessiert sich weniger für Konjunkturzyklen als für die ökonomischen Entscheidungen von Haushalten, Unternehmen, Menschen. Er beschäftigt sich etwa mit der Gestaltung von Auktionen für UMTS-Lizenzen, der Finanzierung von Unternehmen mit Wagniskapital. Oder eben der Sache mit der Katze. Die Frage dazu ist folgende: Ein Ehepaar geht einige Monate ins Ausland. Es vermietet seine Wohnung und will erreichen, dass sich der Mieter auch um ihre Katze, die Pflanzen und die Antiquitäten kümmert. Wie können sie sichergehen, dass er das tut?

Nach der herkömmlichen ökonomischen Vertragstheorie ist die Antwort einfach: Der Vermieter nimmt in den Mietvertrag einige Sonderposten auf, zum Beispiel Katze: 100 Euro, Blumen: 50 Euro, Antiquitäten: 1000 Euro - und verlangt vom Mieter diese Beträge, falls Katze, Pflanzen oder antiken Möbeln etwas zustößt.

Die Wirklichkeit hält sich nicht immer an die Theorie. Schmidt hat genau diesen Fall erlebt, als er vor zwei Jahren als Gastprofessor im kalifornischen Stanford arbeitete und dort mit seiner Frau eine Wohnung suchte. Anstatt mit einer genau definierten Strafe zu drohen, sagten die Vermieter, man möge sich doch wie zu Hause fühlen - und baten darum, sich im Gegenzug um Katze und Grünzeug zu kümmern. Was Schmidt und Schnitzer auch taten. Eine Frage der Fairness.

Der Begriff spielt in der traditionellen ökonomischen Lehre kaum eine Rolle. Der Homo oeconomicus gilt als Egoist und denkt nur an den eigenen Vorteil. In den vergangenen Jahren aber hat eine steigende Zahl von Wirtschaftsforschern durch Experimente herausgefunden, dass diese Sicht zu kurz greift. Klaus Schmidt ist einer von ihnen. Mit dem Zürcher Ökonomen Ernst Fehr etwa hat er ein Experiment veranstaltet, in dem sie eine Situation auf dem Arbeitsmarkt simulierten: Die Arbeitgeber versprachen den Arbeitnehmern bei guter Leistung einen Bonus, allerdings ohne das vertraglich zu fixieren. Sie waren rechtlich nicht verpflichtet zu zahlen. Nach gängiger Theorie hätten sie den Extralohn einbehalten und die höhere Leistung ihrer Arbeiter als Extragewinn kassiert. Im Experiment aber zahlten 40 bis 50 Prozent der Teilnehmer den Bonus. Obwohl sie davon keinen materiellen Nutzen hatten, obwohl sie den Arbeitnehmer gar nicht persönlich kennen gelernt hatten, obwohl sie wussten, sie würden nicht wieder mit ihm zu tun haben, wie es in der Realität etwa bei Saisonarbeitern der Fall wäre. Sie achteten das Gebot der Fairness.

Zwar ist der Homo oeconomicus damit keineswegs tot. Eine ganze Reihe von Teilnehmern in Fehrs und Schmidts Experiment etwa verhielt sich so, wie die herkömmliche Theorie es vorsieht. Aber es wird zunehmend klar, dass der Homo sapiens doch ein wenig anders funktioniert und es sich die Ökonomen lange Zeit zu einfach machten - bei ihrer Analyse von

Arbeitsmärkten, Geschäftsverträgen, Steuersystemen. Und womöglich auch anderswo. Die Grundlagen der Wirtschaftswissenschaft sind in Bewegung geraten.

Es ist eben wie mit dem starren deutschen Uni-System und dem Klischee vom faulen Professor. Zuerst sind da nur ein paar Gegenbeispiele, aber irgendwann werden es mehr. Dann beginnt das Neue. Klaus Schmidt ist Teil davon.